古

Lemberg, 1941. Die sechzehnjährige Nelka wird von Soldaten aufgegriffen und mit zahlreichen Mädchen und Frauen nach Westen verschleppt. Auf einem norddeutschen Gutshof werden sie zu schwerer Arbeit gezwungen. Ihr Vater hatte Nelka früh im Obstbau unterrichtet, und schon als Kind hatte sie ihm beim Veredeln der Apfelbäume geholfen. Dank dieses Wissens kann sie sich anfänglich der Zudringlichkeit des Gutsverwalters erwehren. Sie plant den Apfelanbau für ihn, und die Plantagen bescheren ihm nach dem Krieg ein Vermögen. Jahrzehnte später kehrt Nelka an den Ort ihres Leidens zurück. Sie will, dass Marten sich an das erinnert, wovon sie selbst sich endlich befreien muss.

Welche Spuren die gewaltvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts und Zwangsarbeit hinterlassen haben, bis in die Gegenwart und Landschaften hinein, das macht Svenja Leiber in ihrem neuen Roman sichtbar. Sie erzählt von Frauen, deren Wissen und Körper ausgebeutet wurden, die sich in Freundschaft verbanden und sich so gegen Erniedrigung und Brutalität stemmten. *Nelka* beleuchtet ihre Schicksale hellwach und sensibel – und bewahrt die Erinnerung an sie.

Svenja Leiber, geboren 1975 in Hamburg, wuchs in Norddeutschland auf und verbrachte als Kind einige Zeit in Saudi-Arabien. Sie studierte Philosophie, Literaturwissenschaft, Geschichte und Kunstgeschichte. Sie debütierte 2005 mit dem Erzählungsband *Büchsenlicht.* Svenja Leiber lebt und arbeitet in Berlin und Schleswig-Holstein.

SVENJA LEIBER

NELKA

Roman

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags, Berlin

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung Moni Port (www.portschau.de), Frankfurt am Main,
unter Verwendung eines Obsortenbildes von Korbinian Aigner,
Apfel Blatt Nr. 12, Charlamowski, © Technische Universität München, TUM Archiv
Satz : Dörlemann-Satz, Lemförde
Einband- und Vorsatzpapier: peyer cover gmbh, Leonberg
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7757-5

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Nelka

Sie werden sich nicht an mich erinnern. Mein Gesicht würden Sie nicht erkennen, wenn wir uns auf einer beliebigen Straße begegneten. Ich aber erinnere mich an Ihr Gesicht. Alles daran sehe ich noch heute vor mir. Nichts habe ich vergessen.

Marten legt den Brief auf den Tisch, als handelte es sich um etwas Zerbrechliches. Oder um etwas sehr Giftiges. Er lehnt sich zurück und starrt lang auf die gegenüberliegende Wand. Tatsächlich sucht er das Gesicht in seinem Kopf. Nicht dass er nie mehr an sie gedacht hätte, aber wenn, dann in dem Versuch, eben nicht an sie zu denken. Und über Jahre war ihm das auch gelungen.

Irgendwann erhebt er sich, tritt an eines der beiden Fenster, die sich nach Norden öffnen, mit Sicht auf die Plantage, die jetzt, im Vormittagslicht, Anfang Oktober, in Rot- und Gelbtönen leuchtet: Cox, Boskoop, Elstar – in seinen Worten: der Ertrag. Ganz vorn, wo die vom Raureif bleiche Wiese in einer Senke ansetzt, dem Verwalterhaus am nächsten, steht ein alter, für die Plantage viel zu hoher Baum, dessen Krone zur Hälfte zerbrochen ist. Seine sehr roten Früchte scheinen zu glühen.

»Pomme de Cœur«, sagt Marten leise. »Pomme de Cœur«, und es klingt, als könnte er sich nicht zwischen einem anerkennenden oder einem verächtlichen Ton entscheiden. Unentschlossen wendet er sich ab, geht noch einmal zum Tisch, beugt seinen Körper vor, als wollte er den Brief erneut lesen

oder sogar daran riechen. Er muss sich mit den Händen auf der Tischplatte abstützen. Er schließt die Augen und sieht sie nun doch vor sich. Sein Blick wandert in der Erinnerung über die vor Kälte blauen Finger und den Arm hinauf, über den groben Stoff der Jacke hin zum Kragen, aus dem sich dieser Hals streckte, gespannt, wie das Gesicht darüber, überrascht, eher wohl erschrocken. Diese sehr junge Frau – in der Eingangshalle, als sie gerade etwas nehmen wollte, was ihr nicht gehörte, einen der Äpfel, die dort vor dem Spiegel lagen.

»Ein schöner Apfel«, hatte sie leise und zu Martens Überraschung auf Deutsch gesagt, »sein Fleisch ist weiß. Und unter der Schale ist es rötlich. Aber ein Blutapfel ist es nicht …« Dabei hatte sie ihn angesehen. Wahrscheinlich hatte sie sein Gesicht kaum erkennen können, denn er stand mit dem Rücken zum Fenster. Wie bei einem Verhör hatte sie geblinzelt. Aber Marten war so verwundert darüber, was sie da aufsagte und wie sie es tat, dass er sie seinerseits nur anstarrte. Und sie fuhr fort: »Er reift im Oktober und hält sich lang …«

Hier hatte Marten sie unterbrochen, er erinnert sich grässlich genau. Er war ihr ins Wort gefallen, aber mit der Hand. Er hatte ihr Gesicht gepackt und festgehalten. Er war selbst überrascht. Er hatte nicht gewusst, dass er das tun würde. Warum sie ihm das erzähle, hatte er wissen wollen, und sie hatte gewartet, bis er sie losließ, und dann leise gesagt, es sei wertvoll.

»Für wen?«

Darauf hatte sie nichts mehr erwidert, beinahe, als wisse sie es nicht. Und er hatte sie hinausgeworfen, obwohl er sie gerade erst herbefohlen hatte. Sie war gegangen, mit gesenktem Kopf, hinaus in die Kälte, und Marten hatte nach einem dieser Äpfel gegriffen und ihn so hart gegen die Tür geschleudert, dass er zersprang.

Das Bild verschwimmt. Vielleicht war es auch ganz anders. Sicher war es anders. Marten richtet sich auf, geht um den Tisch herum, verlässt das stumme Esszimmer, diesen Ort des Scheiterns, geht in die Eingangshalle, sieht sich dort um, sieht die alten Möbel, die Garderobe, den fleckigen Spiegel, sieht sich selbst darin. Seit Jahren lebt er hier allein. Seit Jahren sind die Fenster des Hauses nicht mehr geöffnet worden, aber es zieht überall, ein nie nachlassendes Summen. Vielleicht dröhnt es auch nur in seinem Kopf, den der ewige Wind der Ebene oder etwas ganz anderes über die Zeit krank gemacht hat.

Marten öffnet die Tür und verlässt das Haus. Er läuft über den Vorplatz und den Fahrweg des früheren Gutes und auf der anderen Seite hinunter zum kleinen See, einem vor hundert Jahren angelegten Mühlenteich, der seit langem keine Mühle mehr antreibt und nur noch versumpft. Direkt am Ufer bleibt er stehen. Er hat keine Angst, sagt er sich. Sollte er? Vor ihr? Nach so vielen Jahren? Oder gerade deshalb? Über alles wächst irgendwann irgendwas, Haut, Gras, Narben, Rinde. Und im Großen und Ganzen – Marten starrt ins Wasser. Aber dass ihn so spät noch, nach allen anderen, eine solche Nachricht erreicht. Er spürt, dass er friert, dass er vielleicht schon lange friert. Schaudernd wendet er den Blick vom schwarzen Grund des Teiches ab und wieder dem Haus zu, und plötzlich sieht er es wie zum ersten Mal von außen, dieses große Backsteingebäude, den Mittelteil mit dem zurückgesetzten windgeschützten Eingang, so dunkel wie der Zugang zu einem Fuchsbau. Das Haus hat nicht die übliche Form der Häuser in der Gegend, die wie gewaltige Hallen in der öden Landschaft stehen, Vieh und Ernte unter einem Dach, innen die dunklen Tennen, verborgene Hofplätze, um in der zugigen und nassen Jahreshälfte so wenig wie möglich hinauszumüssen. Dieses

Haus geht in die Breite, macht Front. Aber es liegt auch nicht auf der Ebene, sondern in einer Senke. Nur die weiß und grün gestrichenen Fensterrahmen sind wie überall. Aber die trüb gewordenen Scheiben erscheinen Marten von hier aus blicklos, als hinge das Verdunkelungspapier aus dem Krieg noch dahinter. Stumpf glotzt es ihn an. Und doch ist es ein ordentliches Haus, denkt er. Und erst die Plantage. Er muss sich nicht schämen. Damals nicht, heute nicht. Mit diesem Gedanken richtet er sich auf, so gerade wie möglich. Er muss sich nicht schämen. Er läuft zurück, ums Haus herum zu den Pflanzungen und zwischen den Reihen der niederstämmigen Obstbäume entlang. Er hat keine Angst. Eher ist er wach, sprungbereit. Er läuft die ganze Reihe Elstar ab und zwischen zwei Reihen Boskoop wieder zurück. Die Luft ist voll von süßlichem Duft, von Herbst und Moder. Marten hat nur einen Baum im Blick, jenen zerbrochenen unten in der Senke. Der ist so alt wie diese Sache, denkt er. Gehört, so gesehen, gar nicht zur Plantage, eher zu seinem Leben, wächst da wie ein Schicksal, wie sein Schicksal. Und er läuft hinab in die Wiese, bückt sich ein paarmal und hebt Äpfel auf, die er mit ins Haus nimmt. Er legt sie in der Küche auf den Tisch, sagt noch einmal, diesmal sachlich: »Pomme de Cœur«, setzt sich, zieht ein Gärtnermesser aus der Hosentasche, klappt es vorsichtig auf und schneidet einen der Äpfel langsam quer entzwei. Eine Weile betrachtet er das halbierte Kerngehäuse, den gleichmäßigen Stern, dann beißt er in die eine Hälfte, schließt die Augen, als ginge er dem Geschmack innerlich nach, erhebt sich plötzlich ruckartig, stürzt zur Spüle und speit das abgebissene Stück aus.

Erst als er ein Glas Wasser getrunken und sich den Mund mit dem Handrücken abgewischt hat, wird er wieder ruhig,

setzt sich zurück an den Tisch und wartet, bis ihn die Übelkeit verlässt.

Seit ein oder zwei Jahren treffen in der Gegend diese Briefe ein. Spät wehen sie in den Herbst der Leute, niemand hatte noch damit gerechnet. Selten war auch freundliche Post dabei, voll merkwürdiger Dankbarkeit. Aber solche hatte Marten, wenn im Gasthof oder am Rande einer Versammlung davon die Rede war, insgeheim am meisten verwundert. Sie war ihm noch unheimlicher als Drohungen und Forderungen. Und jetzt ist also auch er an der Reihe. Etwas sehr Dumpfes und Dunkles überkommt ihn, schiebt sich irgendwo am Horizont seines Erinnerns herauf, ungreifbar, ohne Umrisse.

Marten geht zum Telefon in der Eingangshalle, wählt langsam, aber ohne zu zögern, und ruft seine Haushälterin an.

»Sie müssen noch heute herkommen, Gonda. Gibt ein paar Erledigungen.« Er kann seine Strenge kaum unterdrücken. »Bitte, ja?«, fügt er noch an. Dann legt er auf.

Manche Tür im Haus hat er seit Jahren nicht geöffnet. In der oberen Etage ist er überhaupt nicht mehr gewesen, seit seine Frau gestorben ist. Vielleicht schon vorher nicht mehr. Beinahe verwundert geht er durch die Flure und ruft es sich selbst ins Gedächtnis, alles, was jemandem, der das Haus nicht kennt, zu erklären wäre: Fünf Zimmer hat die obere Etage, so viele wie das Erdgeschoss, ein großes altes Verwalterhaus, mit seinen Gerüchen nach Leder, kalter Asche und Hunden, mit seinen leer stehenden Kammern, mit seinen Anrichten und Durchreichen, seinem Kamin, seiner Eingangshalle, vollgehängt mit Geweihen, Trophäen vergangener Jagden mit Gästen vom Gut – diesem Gut, das untergegangen ist wie

seine ganze Zeit oder abgesoffen in seiner Zeit. Sein Ruf war nicht zu retten. Es wurde zerlegt, immer weiter zerlegt, als wollte man etwas ganz anderes zerteilen, ausweiden, tilgen. Dann wurden die Teile verkauft. Es gibt kein bewirtschaftetes Gut mehr. Er, Marten, hat die ihm verbliebenen Hektar immerhin vergoldet, hat die Plantage auf Hochtouren gebracht. Aber das Schloss ist bis heute unbewohnt. Zu groß, zu belastet, zu hässlich. Das Verwalterhaus war schon immer das wohnlichere Gebäude, obwohl es für eine einzige Familie ebenfalls viel zu groß ist und erst recht für einen einzelnen Menschen.

Als Gonda endlich eintrifft, zieht Marten seine alte Arbeitsjacke an, verlässt das Haus erneut, holt den Rasenmäher aus dem Seitengelass und mäht das welke Gras, mäht alles ab, jetzt beinahe wütend, wütend auf das ewige Nachwachsen des Falschen, während drinnen die Haushälterin putzt, lüftet, die frischen Laken aus den Schränken holt, Betten bezieht und schließlich zum Einkaufen fährt, als kündigte sich eine internationale Abordnung von Pomologen an.

Dabei wird nur eine einzige Frau anreisen. In drei Tagen. Sie hat den knappen Vorlauf offenbar bewusst so geplant. Vielleicht fürchtete sie, er könnte vorher verschwinden oder gar ableben. Möglich. Sie kann ja nicht einmal sicher sein, dass er überhaupt noch existiert. Oder sie wollte ihn überrumpeln. Oder – aber den Gedanken verwirft er sofort. Egal. Jedenfalls soll alles in guter Verfassung sein, auch er selbst, akkurate Gefechtsordnung. Er lässt sich einen Termin beim Frisör geben und bittet die Haushälterin, ihn hinzufahren. Allein zu fahren, vermeidet er. Er kann, vor allem in der Dämmerung, nicht mehr gut sehen.

Zwei Tage später betrachtet sich Marten in dem grell beleuchteten Spiegel, bevor er sich rasieren und frisieren lässt. Er ist siebenundsiebzig. Diese Frau müsste ungefähr sechsundsechzig sein, vielleicht etwas jünger oder etwas älter. Sicher sieht sie älter aus, denkt er. Sicher liegt ein hartes Arbeitsleben hinter ihr. Diese Leute sind und bleiben Arbeitsmenschen. Marten wendet leicht den Kopf und betrachtet einen bräunlichen Fleck an seinem Hals. Ihm fallen Bilder ein, Bilder von dieser Frau und ihm in einem anderen Spiegel. Er spürt die Hände der Frisörin auf seinem Kopf. Sie hat ihn viel zu laut geföhnt, fährt jetzt mit Kamm und Fingern durch sein weißes Haar und legt es wie immer. Das Haar hat sich an diesen Scheitel gewöhnt und Marten auch. Aber wie es war, berührt zu werden, das hatte er vergessen. Zum Glück, denkt er, denn die Finger der Frisörin auf seiner Kopfhaut kommen ihm viel zu nah. Er braucht solche Berührungen nicht. Er ist kurz versucht, diese aufdringlichen Hände wegzuschlagen. Da lächelt die junge Frau ihn im Spiegel an, und Marten beißt die Zähne aufeinander und wartet stumm auf das Ende der Prozedur.

Zurück im Verwalterhaus bleibt er kurz in der Eingangshalle stehen. Es wäre nicht schlecht, wenn er sich morgen um eine günstige Beleuchtung kümmerte. Dann ruckt er mit dem Kopf, geht in sein Arbeitszimmer, zieht etwas aus der Innentasche seines Jacketts und steckt es in einen breiten Umschlag, den er sogleich zuklebt. Schließlich steigt er die Treppe hinauf und besieht sich Gondas Arbeit. Er lässt sich in der Ecke des hintersten Zimmers in einem Sessel nieder. Es ist ein Zimmer, das erst später, anstelle einiger Bodengelasse hier eingebaut wurde, das einzige, zu dem ihm was einfällt.

Dabei hat er fünfzig Jahre in dem Haus gewohnt, Sohn und Tochter sind hier aufgewachsen, seine Frau ist hier gestorben, und zu nichts fällt ihm was ein. Aber dieses Zimmer scheint angefüllt von etwas. Marten blinzelt. Ihm ist, als sei er nicht allein. Es ist noch kühl in dem Raum, das Herbstwetter und die Jahre haben alles klamm und feucht werden lassen. Ein dumpfer Geruch liegt in der Luft, der Marten anwidert. Er bezweifelt, dass diese Frau in seinem Haus übernachten wird, es ist abwegig. Aber es ist kaum möglich, von hier draußen am Abend noch in die Stadt zurückzukommen. Sie wird bleiben müssen, das sollte sie doch wissen. Mit diesem Gedanken steht er auf, geht nach unten in die Küche und greift nach den übrigen Äpfeln, die er hereingeholt hatte. Er trägt sie ins Wohnzimmer und legt sie nebeneinander auf den Kaminsims, bemerkt gar nicht, wie das aussieht, spürt nicht, wie erschöpft er ist, und als er es doch verspürt, behält er den letzten Apfel in der Hand, stützt sich mit der anderen Hand am Sims ab, hält sich die Frucht vors Gesicht und schließt die Augen: Und da ist es wieder, kommt wie eine Welle auf ihn zu, kommt über ihn, brausend, schrecklich. Er fühlt ein rauschendes Verlangen, bemerkt nicht, wie sein Kiefer arbeitet, als widersetzte der Körper sich diesen Gefühlen, als wüsste er die Wahrheit, die er seit Jahren unterdrückt hat, so sehr, dass eine Klärung unmöglich scheint und sich die Muskeln unter dieser Spannung verkrampfen. Es ist auch kein direktes Verlangen des Körpers, vielmehr ein körperloses, fast untotes Verlangen nach etwas, das nicht benennbar ist. Etwas, das aus allen Erzählungen getilgt und mit der Zeit tatsächlich verblasst war. Diese Lücke, die sich irgendwann scheinbar geschlossen hatte, jetzt reißt sie auf. Wie eine billige Naht. Darunter kommt das Fleisch der Geschichte zum Vorschein,

roh und zart. Es kommt hervor. Das Fleisch kehrt zu ihm zurück.

*

Nelka verschließt den Koffer, so gut es geht. Er ist aus altem brüchigem Kunstleder, der Griff wurde durch ein Gürtelstück ersetzt. Sie streicht mit der Hand über die raue Oberfläche wie über den Rücken eines treuen Tieres.

Viel zu früh war sie aufgestanden und hatte sich angezogen. Strumpfhose, Rock, Bluse und Strickjacke. Der Stoff war noch kalt. Es fühlte sich an, als füllte sie zwar die Kleidung aus, wäre aber selbst wie leer, eine unbewohnte Frau.

Gestern Abend hatten sie noch Besuch gehabt. Alle, die ihr nah waren, waren vorbeigekommen, hatten auf Stühlen und Kisten gesessen oder an der Fensterbank gelehnt. Sie redeten, rauchten, beinahe noch einmal jung. Die Scheiben beschlugen. Es wurde Wein von der Krim getrunken, ihr Mann ließ sein Glas für die Nachbarskinder singen, in der Ecke lief der Fernseher ohne Ton. Sie waren laut und fröhlich. Ein bisschen lauter und fröhlicher, als sie sich fühlten. Dann hatten sie ein Foto von Nelka vor dem Küchenschrank gemacht. Sie hatte etwas länger stillgehalten, als es nötig gewesen wäre. Als hinge sie an dem Moment, wie man an einem Gedanken hängen kann. Endlich hatte sie sich von allen verabschiedet. Mit einem Hefebrot in den Händen, das ihre Enkelin Galina für sie gebacken hatte und von dem sie jedem ein Stück reichte. Und für jedes Stück bekam sie einen Wunsch zurück: »Keinen Fußbreit Boden deines Herzens an die Falschen«, sagten sie. »Bleibe nirgends.« »Vergiss nie den Unterschied zwischen Popoff und Lipton.« »Bleib edel.« »Sei behütet.« Solche Dinge.

Niemand sagte was vom Reiseziel. Manche Blicke schienen zu fragen, ob sie sich sicher sei. Und sie hatte jedes Mal genickt.

Für heute hat sie sich gewünscht, nur mit Galina zum Bahnhof zu gehen, und sie alle haben das akzeptiert.

Sie hatte Galina auch für sich schreiben lassen. Zwei sehr unterschiedliche Briefe, einen an Marten Wilhelmsen, den Verwalter, einen an seine Haushälterin, Gonda. Sie bat sie um Mithilfe in dieser Sache. Nelka hatte sorgfältig diktiert, Wort für Wort, und Galina hatte alles sorgfältig aufgeschrieben. Nicht weil Nelka es selbst nicht gekonnt hätte, sondern aus anderen Gründen. Sie hatte mit ihrer Enkelin einen Pakt schließen wollen: weder gegen sich selbst noch gegen Galja je wieder verstoßen. Das war das Wichtigste. Sie hatte nie darüber gesprochen. Über das Wichtigste hatte sie nie gesprochen. Über das, was war und was nicht hätte sein sollen, nie ein Wort.

Nelka stellt den Koffer neben der Tür ab. Sie bewegt sich leise, um niemanden zu wecken, dreht sich noch einmal um und tritt in die Stube, wo ihr Mann noch schläft. Sie sieht ihn im grauen Morgenlicht an, als müsste sie sich sein Gesicht merken. Dieses zerfurchte schöne Gesicht. Diesen Körper, der sich ihr zugewandt hatte, ohne je zur Gewohnheit zu werden. Das Bett ist zu kurz für ihn, die Füße ragen über das Ende hinaus, als wollten sie schon losgehen, aber er ist ein guter Schläfer. Er lächelt, wenn er träumt. Seine großen und rauen Hände liegen rechts und links von ihm wie Schaufeln. Nelkas Blick streift all das und verweilt bei dem bunt bestickten Tuch, das an der Wand hinter dem Bett hängt. Eine ihrer Schülerinnen hatte es ihr vor Jahren geschenkt. Zur Erinnerung. An was soll mich eine solche Stickerei denn erinnern, hatte Nelka damals

gedacht. An Handarbeit? An die Arbeit einer Frau? An eine Gemeinschaft? Oder an ihren Hunger? An den Krieg? Sie bräuchte keine Erinnerung, dachte sie, sie lebte in der Gegenwart. In der Gegenwart der Völker. Die Muster der Vergangenheit hatte sie hinter sich.

Inzwischen erinnert das bestickte Tuch sie an genau jene Gegenwart, die längst ein Damals geworden ist. Inzwischen wohnt sie wieder vor der Stadt. Die Rente reicht nicht für die Miete in Lwiw. Es ist ihr recht. Hier draußen, zwischen den übrigen Datschen, nahe dem Teich, in dem sich das Wetter spiegelt, haben sie ein Kartoffelbeet und zwei Reihen Dill, einige Bäume, vier Hühner. Es geht ihnen nicht schlechter als der Nachbarschaft, ebenfalls Lehrerinnen und Lehrer, Ärztinnen, einfache Angestellte, alle in Rente, und die ist lächerlich. Aber das ist gleichgültig. An den Abenden, wenn irgendwo einer auf einem Klavier klimpert, immer noch einmal diese eine Stelle, oder jemand an einem Radio dreht, wenn ein Gartentor im Wind quietscht, hin, her, wie im Gespräch mit sich selbst – dann nehmen sie die ausgetretenen Wege, die hell zwischen Grasrändern schimmern, sitzen bald zusammen vor einem der Häuser, reden und schweigen, schlagen nach Mücken oder Staubflocken, dafür brauchen sie kein Geld. Und arm waren sie auch vor der Rente schon. Die Rente hat die Armut nur sichtbarer gemacht. Auch das Alter hat die Armut sichtbarer gemacht. Das Alter hat ihre Körper, die die Systeme noch überstanden hatten, zuletzt doch erfasst. Aber das ist ohne Bedeutung. Im Schein einer Zwanzig-Watt-Birne oder einer rußenden Petroleumlampe sehen sich die Menschen vor der Stadt manchmal doch in ihrer früheren Form und erinnern sich tastend an irgendwas.

Und in einer dieser Nächte hatte ihr Mann sie angesehen,

hatte ihr die Hand an die Wange gelegt und gesagt: »Wer sich vor Spinnen fürchtet, Nelk, muss irgendwann zu den Spinnen gehen.« Und sie hatte sehr geweint.

Jetzt wendet sie sich ab, verlässt den Raum, geht vor die Haustür und in den Garten. Es riecht nach Pilzen, die über Nacht hervorgetreten sind wie jedes Jahr. Es riecht nach Erde und feuchtem Holz. Nelka atmet den Duft ein, fühlt diese Ruhe, wenn der Sommer mit seiner Fülle auch schwer war und sich nun hebt. Sie betrachtet das Kartoffelkraut, das ein gutes Feuer abgeben wird, wenn sie zurück ist, falls. Wer kann denn, denkt sie, mit Sicherheit wissen, ob das Ende einer Reise noch innerhalb der eigenen Lebenszeit liegen wird. Sie geht zurück ins Haus, zieht den Mantel an, nimmt die Handtasche, gibt Galina, die in der Küche sitzt, ein Zeichen, und zusammen verlassen sie das Haus und die Siedlung. Galina trägt den Koffer, sie laufen auf dem ungepflasterten Weg bis zur Bahnstation. Es beginnt zu regnen. Sie wischen die Schuhe im nassen Gras sauber, steigen in die Bahn und fahren in die Stadt.

Von Station zu Station füllt sich der Waggon. In einigem Abstand steht ein Mann mit dampfendem Haar. Erst lehnt er nur verschlafen an der Haltestange, dann erwacht sein Blick, und er starrt Galina an, als ob er ihr Gesicht, die hohe Stirn, das Haar, für einen Moment in seinen Besitz nimmt. Sein Blick leckt förmlich über ihre blassen Wangen. Galina schlägt die Augen nieder, versteht die Gier vielleicht als Zeichen für ihren Wert. Sie weiß nicht, dass es anders ist.

Nelka bemerkt von alldem nichts. Sie sieht hinaus auf die Straße, die nach dem Regen glänzt wie unter Zuckerglasur. Sie tastet nach Galinas kalten Fingern, und Hand in Hand steigen sie am Hauptbahnhof aus.